

## Einübung auf das Alter

*Von Arthur Hübscher (Frankfurt a. M.)*

Das Thema, über das ich heute zu Ihnen sprechen soll, ist mir schon einmal, kurz vor dem zweiten Weltkrieg angetragen worden. Damals bat mich der Altmeister der Gerontologie, Max Bürger, um einen Vortrag über das Problem des Alters bei Schopenhauer. Der Kriegsausbruch hat, wenn ich mich recht erinnere, die Verwirklichung des Planes verhindert. Inzwischen sind mehr als drei Jahrzehnte vergangen, und ich zweifle, ob ich heute noch der rechte Mann bin, über das Alter und sogar die Vorbereitung auf das Alter etwas zu sagen. Ich habe, so scheint mir, die Jahre hinter mich gebracht, in denen man sich sinnvoll auf das Älterwerden vorbereitet. Bestenfalls könnte ich mir eine Art rückschauender Betrachtung zugestehen, einen Rechenschaftsbericht, darüber, ob ich für meine Person es halbwegs richtig gemacht habe und als Beispiel für ein Wohlverhalten nach gerontologischen Maßstäben gelten könne.

Wenn ich unter solchen Zweifeln zurückblicke, so sehe ich zunächst einen Katalog sich mehrender negativer Zustände und Erkenntnisse vor mir. Ich denke an die ersten, noch ziemlich harmlosen Vorschriften des Arztes: keine Gurken, keine Hülsenfrüchte, kein Kraut. Allmählich, kaum merklich wird die Verbotsliste länger: salzarme Kost, kein Schweinefleisch, kein tierisches Fett, kein Weißbrot, kein Hausbrot; Kartoffeln sind zu widerraten. Keinen Bohnenkaffee und keinen Tee und überhaupt nur wenig Flüssigkeit. Pillen und Tropfen da und dort. Nichts heben, nicht laufen, nicht steigen, nicht bücken und nur langsam aufstehen. Die Beine sind ein wenig steif geworden, man schätzt mehr als vordem einen frühen Schlaf und fühlt sich einem kleinen Mittagsschlaf nicht abgeneigt. So lebt man im engen Gefängnis vorbeugender Maßnahmen und gut gemeinter Ratschläge dem Tag entgegen, da es keines Rates mehr bedarf. Aber noch immer tut man's in leidlicher Munterkeit und Arbeitsfreude. Man würdigt es, daß vieles erhalten geblieben ist, was man früher als selbstverständlich hingenommen hat, vieles an vorausschauendem Planen, an Entfaltungsmöglichkeiten, an dem Willen, etwas zustande zu bringen. Gewiß, die Funktionen, die Zielrichtungen des Denkens und Handelns und die besonderen Weisen, das Innere mit den Erfordernissen des Äußeren übereinzubringen, mögen sich verengt haben, eine mahnende, warnende, einhaltende Stimme wird lauter und fordert zu Vorsicht und Beschränkung auf, und es scheint mir vornehmlich zur Vorbereitung auf das Altwerden zu gehören, diese Stimme nicht zu überhören.

Sinnliche Genüsse schwinden mit der Fähigkeit zu ihnen. Eros ist ein seltener Gast, die Reiselust pflegt mit zunehmenden Jahren nachzulassen,

Krankheiten und Schmerzen verweisen uns in engere Grenzen. Die Dinge rings um uns gewinnen ein anderes Aussehen. Im Umkreis von Arbeit und Beruf begegnen uns neue, fremde Ansichten und Verhaltensweisen. Der Tod entführt uns Freunde, Bekannte und Verwandte. Sie gehen hin, einer nach dem anderen, wie die Orchestermitglieder in Haydns Abschieds-Sinfonie, die, nach einem turbulenten Allegro, dem eigentlichen Finale, so merkwürdig unvermutet mit dem 5. Satz endet, einem müden Adagio. Es kommt eine klagende Hornstelle, der Hornist führt sie zu Ende, der Flötist, der Oboist folgen, ein Musiker nach dem anderen hört zu spielen auf, packt sein Instrument ein und verläßt gemessenen Schrittes seinen Platz — bis nur noch zwei Geiger dasitzen und das Stück seufzend und kümmerlich beenden.

So treten die Mitspieler unseres Lebens allmählich ab. Auch die Kinder lösen sich von uns und gehen eigene Wege, und kein Bemühen hilft zur alten inneren Verbundenheit zurück. Wann wird das Solo kommen?

Der Gesellschaft wird der alte Mensch beschwerlich — erfreulich, wenn man ihn noch toleriert. Man könnte, beschwichtigend, daran erinnern, daß es in den Indianergeschichten unserer Jugend einen Rat der Alten gegeben habe, der das Leben eines Stammes mit Weisheit und Würde in die rechten Bahnen leitete, man könnte an die Gerusia der Spartaner denken, den Rat der 28 über 60 Jahre alten Männer, dem richterliche Befugnisse und ein gewichtiges Vorschlags- und Einspruchsrecht in vielen Angelegenheiten zustanden. Solche Erscheinungen unterdrücken einen Urinstinkt des menschlichen Zusammenlebens: Vereint, in Zusammenschlüssen sind die Alten, die Schwachen, Verbrauchten, unnütz Gewordenen, noch immer stark und mächtig. Seine erschütternde Kehrseite weist das gesellschaftliche Problem, das hier angesprochen wird, immer erst, wo die schützende Macht gebrochen ist. In einer enzyklopädischen Streitschrift über das Alter<sup>1</sup> hat *Simone de Beauvoir* einen geschichtlichen Überblick über den Tatsachenkreis gegeben, beginnend bei den primitiven Gesellschaften, die mit ihren Alten sehr summarisch zu verfahren pflegten, bis zu der Gesellschaft unserer Tage, die den Alten zu Ausschluß, zu Abfall am Rande werden lasse, die ihn, wenn er endlich den Zwängen des Berufs entronnen ist, um sich nur Wüste sehen lasse, Lähmung und Ödnis, ohne die Sicht auf Seinsgründe, ohne Werte und Ziele . . .

Vielleicht aber nimmt sich das Problem anders aus, wenn man es nicht von der Gesellschaft her angeht, sondern vom Einzelnen her, der immer in Gefahr ist, das wehrlose Objekt einer übermächtigen Gesellschaft zu werden. Er muß allen gesellschaftspolitischen Forderungen zum Trotz an seine Eigenwertigkeit erinnert werden, auch wenn die sich wandelnde Umwelt, die Übel, von denen er geplagt wird, ihn mehr und mehr in eine Einsamkeit verweisen, in der sich zeigen muß, was er am Ende an sich selbst hat. Mit zunehmenden Jahren erfährt er, daß seine Handlungen immer geringere Spuren in seinem Geist zurücklassen, daß seine wachen Tage unbedeutender und kürzer werden, er fühlt sich enger in sich eingegrenzt. Er zehrt von Erinnerungen, die mehr und mehr verblasen. Ein Gefühl des Versäumten, Verlorenen, Unwiederbringlichen droht Platz zu greifen und führt zu Trübsinn und einem hoffnungslosen Hindämmern. Was hat wohl einer von 80 in Trägheit verbrachten

Jahren? fragt *Seneca*. Er hat nicht gelebt, er hat sich nur im Leben aufgehalten, er ist nicht spät gestorben, sondern nur lange.<sup>2</sup>

Wirkliches Leben aber ist erfülltes Leben. Wer mit der Einsamkeit gut Freund zu werden weiß, wird nicht aufgeben und still verzichten, er wird nicht die Verbindungen zur Umwelt, zu einem neuen heranwachsenden Geschlecht aufgeben, er wird sie aus einer reiferen, überschauenden Bewußtseinslage verstehend, mitfühlend neu begründen.

Die bekannten Lobreden auf das Greisentum, von *Ciceros* etwas flüchtig hingeworfener Schrift „*Cator maior de senectute*“ bis zu *Jacob Grimms* berühmter Rede über das Alter, sie alle versichern uns und belegen es mit vielen Beispielen aus der römischen Geschichte und aus der Literatur des Mittelalters, daß das Alter nicht Verfall sei, sondern eine eigene Macht, die sich nach ihren besonderen Gesetzen und Bedingungen entfaltet. Mit einem Satz von *Marcel Jouhandeau* gesagt: „Wenn man es richtig versteht, alt zu werden, so geschieht es keineswegs so, wie die meisten glauben. Es ist durchaus kein Schrumpfen, sondern ein Wachsen. Das Alter schenkt eine Klarheit, deren die Jugend völlig unfähig ist, und eine Heiterkeit, die der Leidenschaft bei weitem vorzuziehen ist.“<sup>3</sup> Ganz junge Leute mochten mit der Überlegenheit ihrer Kraft und ihrer Ahnungslosigkeit hinter dem alten *Hermann Hesse* herlachen und seinen beschwerlichen Gang, seine weißen Haare, seinen schnigen Hals komisch finden. Er selbst erinnerte sich dann wohl daran, wie auch er im Besitz gleicher Kraft und gleicher Ahnungslosigkeit einmal gelächelt hatte, und dann kam er sich nicht unterlegen und besiegt vor, sondern freute sich darüber, daß er dieser Daseinsstufe entwachsen, ein wenig klüger und duldsamer geworden war und auf ein erfülltes Leben blicken konnte.<sup>4</sup> Am Beispiel eines einfachen Menschen, eines 97-jährigen Fischers, hat mein Sohn kürzlich auf einer Irlandreise solche Erfüllung erlebt. Der alte Mann betreibt seinen Beruf noch heute, er lebt von seinen Fischen und vom Whisky, er liest *Shakespeare* und hört sich begeistert die Darbietungen jugendlicher Sänger an, die ihn als Kumpel in ihrem Kreise gelten lassen. Vor kurzem hat er eine Weltreise angetreten. Ein paar Aufnahmen, die gerade eintrafen, zeigen ihn mit wehenden weißen Haaren und langem weißen Bart beim Versuch des Wellenreitens.

Schlimm wird es allerdings, wie *Montaigne* gesagt hat, wenn das Gehirn eher schwach wird als der Magen und die Beine, — es ist ein gefährliches Übel, um so mehr, als es jene, die es trifft, eben nicht sehr fühlen und man nicht gerne davon spricht. Wir merken's nicht, die andern merken's. Als *Gil Blas* seinem alten Gönner, dem Erzbischof von Granada, eines Tages auftragsgemäß gestand, daß die letzte Predigt seiner Gnaden ihm nicht ganz auf der Höhe der früheren zu stehen schiene, erhielt er seinen Abschied, nicht wegen seiner Freimütigkeit, sondern wegen seines schlechten Geschmacks, den man nicht brauchen könne. Nie zuvor sei eine bessere Predigt gehalten worden.

Wir haben uns, im Guten und im Schlechten, auf das Unausbleibliche einzurichten. Es geht nicht etwa darum, dem alten römischen Sprichwort nachzuleben: Man müsse lernen, frühzeitig ein Greis zu werden, wenn man lange ein Greis zu sein wünsche. Mit diesem Wunsche ist es nicht weit her. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil: Alle möchten alt werden, alt sein möchten sie nicht. Wenn wir uns der letzten Lebensstufe anbequemen, tun wir es im Wis-

sen um die ganze Fragwürdigkeit des Lebens, dem in allem Werden, Wechsel und Wandel durch verschiedene, jeweils besondere Aufgaben stellende Altersstufen hindurch der Keim zum Tode von Anfang an mitgegeben ist. Vom Tode her empfängt alles Leben seinen Sinn, — die Philosophen wiederholen es seit mehr als zwei Jahrtausenden. Schon für Platon ist Philosophie nichts anderes als die Vorbereitung auf den Tod, θανάτου μελετη.<sup>5</sup> Man könnte gleichnisweise von einer dauernden Wiederholung der Proben zu einem Drama reden, durch die wir uns für die Aufführung selbst bereit machen. Der Gedanke der Vorbereitung zieht sich erstaunlich gleichbleibend durch die Jahrhunderte: in der späteren Stoa als ruhige Gewöhnung in die Notwendigkeit des Sterbenmüssens, bei *Montaigne* in den weisen skeptischen Sätzen seines Essays „Philosophie heißt Sterben lernen“. Für *Schopenhauer* schließlich ist der Tod geradezu der inspirierende Genius, der Musaget der Philosophie, das Sterben ist ihm das eigentliche Ziel des Lebens und das Leben selbst eine stete Hemmung des Sterbens. In uneingestander Nachfolge *Schopenhauers* erklärt noch *Heidegger* unser Dasein durchaus als ein Sein zum Tode.

Es ist nicht zu übersehen, daß diese Lebens- und Todesdeutung eine lastende Verpflichtung in sich schließt, die unser Denken und Handeln immerfort begleitet. *Montaigne* konnte sagen, daß den meisten Menschen die Vorbereitung auf den Tod mehr Qual gemacht habe als das Sterben selbst.

Aber die Last wird, scheint mir, leichter, wenn wir einmal nicht die letzte Etappe, das Endziel unseres Lebens ins Auge fassen, die Grenze, hinter der kein Fortgehen auf gewohntem Wege und keine Rückkehr möglich ist, sondern die vorletzte Etappe, eben das Alter und die Tatsachen und Forderungen, die es mit sich bringt. Die Akzente verschieben sich. Dem alternden Menschen wird nicht die strenge Einrichtung auf etwas Endgültiges, Unausweichliches abverlangt, sondern nur die Anpassung an einen leisen, fast unmerklichen Übergang im Gesamt Ablauf des Lebens. Er soll zunächst nicht sterben lernen, sondern lernen, alt zu werden, alt zu sein. Er soll wissen, daß Jugend und Alter in einem ergänzenden Verhältnis zu einander stehen. Was die Jugend mit Mut und unbekümmelter Begeisterung anpackt, eine Vielfalt von kühnen Vorsätzen und Plänen und an erstem Gelingen — dies alles gilt es im Alter an unzähligen Tatsachen und Erfahrungen zu überprüfen, zu klären und in einen weiteren sicheren Rahmen einzuordnen und zu vollenden. Die Jugend ist, nach *Schopenhauer*, die Zeit der Unruhe und der Wünsche, das Alter die Zeit der Ruhe und Erfüllung. Es gilt, sich rechtzeitig auf die neuen Bedingungen und Forderungen einzuüben.

Wann aber ist man alt, wann hat man die vorletzte Etappe im Leben erreicht, wann hat man mit der Einübung zu beginnen? Läßt sich das Alter doch wieder vom vorauszu sehenden Ende her bestimmen, etwa nach den Zeitmaßen der sogenannten natürlichen Lebensdauer? Und gibt es das überhaupt, eine natürliche Lebensdauer, die sich in Zahlen ausdrücken ließe? *Montaigne* weist darauf hin, daß die wenigsten Menschen ein natürliches Ende erreichen: An Alter und Entkräftung zu sterben, sei eine höchst ungewöhnliche, seltene Todesart. Die meisten fallen irgendeinem Zufall zum Opfer, sie brechen sich durch einen Sturz den Hals, sie ersaufen bei einem Schiffbruch, sie werden durch die Pest oder durch eine der vielen anderen damals üblichen

Todesarten vorzeitig abberufen. *Montaigne* selbst glaubte mit 39 Jahren immerhin, daß ihm mindestens noch eben so viele weitere gebührten, ganz im Sinne des Psalmisten, der von 70, und wenn's hoch kommt, von 80 Jahren spricht. *Schopenhauer*, der eben das 70. Jahr erreicht hatte und dazu von seinem Freunde *Becker* beglückwünscht wurde, meinte leicht ironisch: „Daß das Alte Testament an zwei Stellen sagt, 70—80 Jahre, würde mich wenig scheren; aber *Herodot* sagt dasselbe, auch an zwei Stellen. Dies hat mehr auf sich. Allein der heilige *Upanischad* sagt an zwei Stellen: 100 Jahre ist des Menschen Leben; und Mr. *Flourens* [in seinem Buch] *de la longévité* berechnet es auch so — das ist ein Trost.“<sup>6</sup> *Schopenhauer*, der nur das 72. Jahr erreicht hat, weiß sehr wohl, daß er von erträumten, erhofften Grenzwerten spricht, von Wunschvorstellungen, denen weder das von der Statistik errechnete Durchschnittsalter entspricht — es betrug noch um 1880 nur 40 Jahre —, noch die durchgängige Selbsteinschätzung seiner Zeitgenossen. „Jetzt da das Alter kommt,“ hat *Goethe* schon als 31-jähriger (am 27. Juni 1787) geschrieben, „Jetzt da ich alt bin, *che v'è mancando l'entusiasmo celeste* (heut bin ich 38 Jahr)“ sagt *Schopenhauer* selbst.<sup>7</sup> *Freiherr von Risach* aber, der ehrbare Greis in *Stifters* „Nachsommer“, ist ein 50-jähriger.

Wechseln wir den Blickpunkt: ziehen wir nicht den Durchschnitt durch alle Bevölkerungskreise in Betracht, wenden wir uns den geistig tätigen, schöpferischen Menschen zu, die eigene Voraussetzungen und Maßstäbe für die Einübung auf das Alter mit sich bringen. Das Schicksal eines sinnlos unzeitigen Todes kann auch sie wie alle anderen treffen. Man spricht von den früh Verstorbenen, früh Vollendeten. Einer Grippe ist, wenn wir der Überlieferung glauben wollen, der 37-jährige *Raffael* zum Opfer gefallen. Die Schwindsucht hat *Mozart* und *Chopin*, *Novalis* und *Jacobsen* in jungen Jahren abgerufen, der Typhus *Schubert* und *Büchner*, Unfälle oder Kriege brachten *Shelley* und *Byron*, *Puschkin* und *Franz Marc* den Tod. Man scheut sich auszusprechen, daß ein frühes Ende manchmal als gnädiges Geschenk gekommen sein mag. Es gibt Beispiele eines Absinkens von früher Reife und Vollendung in ein mattes langes Gleichmaß ohne Erhebungen zur alten Höhe. Man denkt an *Swinburne*, an seinen Niedergang in das Flachland des geschätzten Schriftstellers. Ich denke auch, heute wie als junger Mensch, gelegentlich an *Hofmannsthal*, an die traumhaft leichte und schwebende Schönheit seiner Jugendliryk, die keiner seiner späteren Dichtungen mehr gegeben war, — man muß selbst reifer geworden sein, um williger in die Welt seines Spätwerks mitzugehen.

Das Frühwerk und das Spätwerk eines großen Mannes — wie weit gehen sie bruchlos in einander über, wie weit ist das am Ende Erreichte schon in den Anfängen angelegt? Kunst- und Literaturwissenschaft haben diese Fragen an einem guten Hundert alter und uralter großer Männer aus den letzten Jahrhunderten der abendländischen Geistesgeschichte untersucht.<sup>8</sup> Sie haben das frühe Schaffen gern als vorbereitende, Ziele ins Auge fassende und Ziele setzende Phase auf dem Wege zu einem Letzten, Erfüllten, Eigentlichen hin gesehen und das Eigentliche im Zeichen der Milde und Reife, vielleicht auch einer schwebenden Schwerelosigkeit und Überlegenheit, einer Vergeistigung, in die alles Vorangegangene eingegangen scheint. Die Grenzen des Möglichen

sind erreicht, ein Halt ist geboten, der uns andere zu rückblickender, vergleichender Betrachtung einlädt: Wie weit reicht die Zeit der Vorbereitung, und wann und wie leitet sie in das Stadium der Reife über, auf das alles von früh an abgesehen scheint?

*Helvétius* meint, daß die eigentümlichen und originellen Grundansichten, deren schöpferische Menschen fähig sind, nur bis zum 35., spätestens zum 40. Lebensjahr entstehen. *Schopenhauer* fand diese Feststellung an sich bestätigt, er übernahm sie und fand in ihr den Ansatz zu einer tiefergreifenden vergleichenden und abgrenzenden Betrachtung der Lebensalter: Die höchste Energie der Geisteskräfte falle in die Jugend, spätestens bis ins 35. Jahr; dies sei die Zeit der Konzeption. Das Alter habe als geistige Kompensation dafür Erfahrung, reicheres Wissen und Reife der Erkenntnis. Die Jugendjahre seien die befruchtende Zeit des Geistes, die späteren Jahre die Zeit des Tuns und Leistens. Meisterwerke aber würden erst um das 50. Jahr geliefert. Jugend und Alter begegnen einander in reifer Ausgeglichenheit.

Es bleibt zu fragen, wie weit die schöpferischen Kräfte in die letzte Zeit des Lebens fortwirken. Der Charakter des Menschen bleibt unverändert: die Herzengüte der Jugend bewegt den Greis, auch wenn er schwachsinnig geworden ist, und ebenso weichen keine Züge von Egoismus, Habsucht und Bosheit, sie werden lediglich von Eigensinn, Unlenksamkeit und Unversöhnlichkeit im Zorn noch stärker ausgeprägt. Wem aber die Geisteskräfte erhalten bleiben, den machen die vielen erlangten Kenntnisse und Fähigkeiten, die Übungsfertigkeit aller Kräfte des Lebens weiter und reicher als zuvor. Wenn wir für diese Erfahrungssätze *Schopenhauers* an bedeutenden Beispielen Bestätigung und Ermutigung finden möchten, — die Geistesgeschichte bietet sie in Fülle. Wir kennen die im Gleichmaß ansteigenden und fallenden Entwicklungsabläufe, die in der Lebensmitte zur Vollendung führen und für das spätere Alter Nachhall und reiche Ernte übrig lassen. Mit 41 Jahren hat *Dante* die *Divina Commedia* begonnen. In dem Jahrzehnt zwischen 50 und 60 sind die Hauptwerke von *Francis Bacon* und *Immanuel Kant*, der 2. Band von *Schopenhauers* „Welt als Wille und Vorstellung“ und die großen Dichtungen von *Cervantes*, von *Defoe*, von *Swift* entstanden. Es sind Musterbeispiele für die These des *Helvétius*. Wir kennen aber auch die reiche, über ein langes Leben gleichmäßig ausgestreute Fülle im Schaffen *Leibnizens* und *Voltaires* und *Goethes* und im Werk der großen Dramatiker: *Calderons*, *Lopes*, *Hauptmanns*; und wieder die langsamen Entwicklungen, in denen Jahre und Jahrzehnte lang alles nur Vorbereitung für eine Reife des höchsten Alters ist. *Homer* steht uns im Bild des greisen Sehers vor Augen, die weltgroßen Dichter der neueren Zeiten sind ihm manchmal nahe gekommen: man denkt an den 76-jährigen *Fontane*, der die „*Effi Briest*“ geschrieben hat; man denkt auch an die großen Maler, *Hokusai*, *Tintoretto*, *Michelangelo*, *Tizian*, die erst am Ende ihres langen Lebens den Umkreis der Erscheinungen ganz durchschritten haben und nun ihr wahres Wesen sichtbar machen können. *Hokusai* war 73 Jahre alt, als er etwas von der wahren Natur der Tiere, der Kräuter, der Fische und Insekten begriffen hatte und eine neue Entwicklung seines Schaffens bis zum 80. Jahr voraussagte. „Mit 90 Jahren werde ich in das Wesen der Kunst eindringen können, und mit 100 Jahren werden meine Bilder

Gottes Wunder gleichen.“ *Tizians Dornenkrönung* aber ist wirklich das Werk eines Achtundneunzigjährigen. So kann es geschehen, daß alle üblichen Maßstäbe für die Kräfte des hohen Alters einmal nichtig werden und ein stetes Reifen weiter und weiter zu höchster Vollendung führt. Ein Werk, das in solcher schöpferischen Einsamkeit gewachsen ist, tritt vor uns hin, als wenn es aus der Fremde käme. Mag sein, daß es gelegentlich an unüberschreitbare Grenzen führt. In der *Pietà Rondanini*, die Michelangelo mit 89 Jahren schuf und nicht vollendete, hat man die höchste Verinnerlichung und Vergeistigung finden wollen, aber doch wieder auch den Ausdruck eines tragischen Unvermögens, neuer Inhalte mit neuen Ausdrucksmitteln Herr zu werden: Der Meister habe abgebrochen und die Hände sinken lassen. So spricht auch *Hofmannsthals* Einakter „Der Tod des Tizian“ von der Ahnung eines letzten Wissens, das über alles Erreichte, alles jemals möglich Gedachte hinausführt. Der sterbende Meister ist noch am Werke, — plötzlich fährt er auf und läßt seine früheren Werke holen: Er sagt, er muß sie sehen . . .

„Die alten, die erbärmlichen, die bleichen,  
Mit einem neuen, das er malt, vergleichen . .  
Sehr schwere Dinge seien ihm jetzt klar,  
Es komme ihm ein unerhört Verstehen,  
Daß er bis jetzt ein matter Stümper war.“

Wir sind, so scheint es, abgekommen. Wir reden von Erfüllungen und letzten Bescheidungen, die kaum einem von uns gegönnt sein werden. Und doch können wir aus dem, was uns so ferne scheint, etwas für uns abnehmen: die Gewißheit nämlich, daß die Jahre über Arten und Möglichkeiten des Reifens nichts besagen, da die Zeit der Vorbereitung niemals beendet ist, auch wenn wir schon am Ziel zu sein glauben. Jeder Mensch hat seinen eigenen Rang und Rahmen, der seine Grenzen anzeigt, aber auch den Entwurf eines möglichen Endziels in sich schließt.

Vielleicht läßt sich, was Erfahrung und Beispiele mich über die Einübung ins Alter gelehrt haben, in ein paar Leitsätzen zusammenfassen, die man beifällig aufnehmen mag, auch wenn man sie in der Wirklichkeit wieder außer Acht zu lassen denkt:

Das Unabänderliche willig hinnehmen. Sich der Vorteile bewußt werden, die auch physische Beeinträchtigungen mit sich bringen: Schwerhörigkeit schützt uns vor lästigem Lärm, zunehmende Vergeßlichkeit räumt manchen Schutt zerstörter Illusionen fort.

Aber im Alltäglichen noch das Besondere finden, die einfachsten Handlungen, einen Spaziergang, ein Gespräch, eine stille Stunde im Garten in innerer Teilnahme erhöhen, und immer wieder im einzelnen Ereignis die philosophische Verwunderung über die Welt und unser eigenes Dasein erleben.

Nicht dem Vergangenen nachtrauern, nichts Verlorenes zurückholen wollen, nichts Hinschwindendes gewaltsam aufhalten, aber fördern und nutzen, was sich noch immer bietet oder neu eröffnet und sich unserm Sinne fügt.

Die reizvolle Vielheit der Horizonte und Aufgaben sorglich eingrenzen, die Kräfte sammeln und sich immer klarer werden über unser Selbst, in der Beschränkung, die den Meister macht.

Aber immer auch in der Vorbereitung auf etwas Kommendes, Erwünschtes, Erstrebtes, zu Verwirklichendes leben, und immer noch den Blick über sich hinaus erheben, in Höhen, die uns kaum jemals erreichbar sind und von denen doch der Trost herabkommt, daß auch das letzt Erreichbare keinem Alter ganz fremd sein kann.

#### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Simone de Beauvoir: Das Alter. Essays. Aus dem Französischen von Anjuta Dünnwald. Reinbek 1972.

<sup>2</sup> Seneca: Briefe an Lucilius, 93. Brief.

<sup>3</sup> Marcel Jouhandeau: Bausteine, Wien 1958, S. 224.

<sup>4</sup> Hermann Hesse: Beschwörungen (Ges. Werke I), Frankfurt a. M. 1955, S. 198.

<sup>5</sup> Platon: Phaidon, p. 81 A; ed. Bip. p. 184,5.

<sup>6</sup> Schopenhauer an Becker, 1. 3. 1858 (D XV, Nr. 680). Vgl. dazu P I, 527,

Anm.

<sup>7</sup> Manuskriptbuch „Quartant“ (HN III, S. 237).

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Gottfried Benn: Altern als Problem für Künstler, Wiesbaden 1954.